

Abhandlungen





Cleverer Kultur

Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement¹

Timo Heimerdinger

Ausgehend von einem Alltagskulturverständnis, das nach dem lebensweltlichen Nutzen von Kulturphänomenen fragt und diesen auch jenseits symbolischer Selbstausrüstungseffekte vermutet, wird zunächst eine begrifflich-heuristische Trias für die Kulturanalyse entworfen: Historizität, Medialität und Performanz. Dieser Entwurf findet seine exemplarische Anwendung bei einem Phänomen gegenwärtiger Elternschaftskultur, der Figur der Schnullerfee. Diese narrativ hergestellte Gehilfin bei der Schnullerentwöhnung von Kleinkindern kann nicht nur als Neuzugang im Figurenensemble der »niederen Mythologie« gelten, sondern hilft auch subtil durch den Parcours aktueller medizinischer und pädagogischer Imperative: Durch ihren Einsatz soll es gelingen, die Kinder ebenso schonend wie kooperativ und irreversibel zu entwöhnen. Den Eltern dient sie damit als kulturelles Handlungsangebot für die Minimierung allgegenwärtig vermuteter Risiken im Entwöhnungsprozess.

Die Relevanz kulturwissenschaftlicher Forschung erweist sich nicht zuletzt an der Relevanz ihres Gegenstandes. Ist jener die Alltagskultur, so ist seine Ubiquität ebenso offensichtlich wie seine scheinbare Selbstverständlichkeit. Dass sich unser Fach² dieser vermeintlichen wie tatsäch-

1 Dieser Text speist sich aus Vorträgen, die ich im WS 2008/09 vor Berufungskommissionen der Universitäten Innsbruck, Bonn und Hamburg gehalten habe. Trotz seiner Neufassung für die Drucklegung wurden Elemente des Vortragsstils beibehalten. Für gründliche Diskussionen in unterschiedlichen Stadien der Entstehung danke ich herzlich Silke Meyer.

2 Ich studierte und arbeite(te) an Institutionen, an denen unser Fach unter der Bezeichnung »Volkskunde«, »Europäische Ethnologie/Volkskunde«, »Kulturanthropologie/

lichen Selbstverständlichkeiten annimmt (Köstlin), löst immer wieder sowohl Faszination als auch Erklärungsbedarf aus. Letzterer bezieht sich bisweilen auf die Frage nach seiner Relevanz. Doch auch wenn jene nicht grundsätzlich in Zweifel steht, so ist es doch eine wichtige Aufgabe der alltagskulturanalytischen Arbeit, die Funktionsweise und Bedeutung kultureller Phänomene gerade dort zu hinterfragen, wo der Reflex der imaginierten Selbstverständlichkeit diese Fragen zu verdrängen droht, bevor sie überhaupt gestellt sind.

Kulturanalyse muss etwas erklären können. Die Phänomene der alltäglichen Lebenswelt sollten nicht nur beschrieben und eingeordnet, sondern sowohl in ihrer Genese als auch in ihrer Funktionalität verständlich gemacht werden. Wenn dies das Anliegen ist, dann bedeutet die Lesbarkeit von Kultur herzustellen nicht nur, unsere Alltagswirklichkeit als Zeichensystem zu dechiffrieren. Es bedeutet auch, Kultur tatsächlich als funktional ausgerichteten Handlungszusammenhang verstehbar zu machen. Es geht dann darum zu erfahren, warum und wozu unsere Alltagskultur so ist, wie sie ist. Und nicht nur wie, wo und seit wann.

Die Prämisse eines solchen Ansatzes lautet: Kultur ist nicht nur ein selbst gesponnenes Netz an Bedeutungen (Geertz), Kultur löst darüber hinaus auch ganz praktische Aufgaben.³ Sie fungiert als Handlungsangebot und als Bewältigungsverfahren für menschliche Problemstellungen. Die zentralen kulturwissenschaftlichen Fragen sind daher: Welche Probleme lösen einzelne Kulturphänomene für ihre Trägergruppen? Und vor allen Dingen: Wie genau schaffen sie das?

Einem solchen Erklärungsprogramm sieht sich der vorliegende Text verpflichtet, ich versuche darin die Einlösung dieses Programms in zwei Schritten. Nach einigen grundsätzlichen Bemerkungen zum Kulturverständnis analysiere ich ein Phänomen der elterlichen Alltagskultur – die Figur der Schnullerfee – als Verfahren der Lösung einer pflegerischen, identitären und pädagogischen Zwickmühle, in der sich Eltern befinden können.

Volkskunde« und »Europäische Ethnologie« firmierte. Ich verzichte an dieser Stelle auf den Ritus denominationeller Selbstpositionierung.

- 3 Um Missverständnisse zu vermeiden: Ich plädiere hier nicht primär für eine Kulturwissenschaft im Kramerschen Sinn (»Wem nützt Volkskunde?«), die gesellschaftliche Probleme löst – das mag im Idealfall gelingen und wäre zu begrüßen – doch dies ist hier nicht mein Thema. Mir geht es um ein Kulturverständnis, das jene als funktional im Sinne alltagsweltlicher Problemstellungen und -lösungen fasst.

Historizität, Medialität, Performanz

Zunächst zum Grundsätzlichen: Die verschiedenen *turns*, die in den Kulturwissenschaften in den vergangenen Jahren ausgerufen wurden, haben eines gemeinsam: sie stimmen alle.⁴ Sie benennen für die Konstitution von Kultur relevante Zusammenhänge: die Sprache, den Raum, die Bildlichkeit, das Sprechen über Kultur, die Aufführung von Kultur – um nur einige herauszugreifen. In ihrer reflexhaft-wichtigtuersischen Überhöhung zum *hype* jedoch greifen sie zu kurz. Das Spiel der unablässigen Neuausrufung von Wendungen ist ebenso akademisch-selbstreferentiell wie ermüdend. Kultur ist als Text und Bedeutungsgewebe zu lesen, natürlich, aber Kultur ist nicht nur Text. Kultur ist die gelebte Gegenwart, auch das ist wahr, aber diese Gegenwart ist historisch bedingt. Ich fasse Kultur daher als historisch und diskursiv bedingten Handlungs- bzw. Bedeutungszusammenhang auf. Die Volkskunde bzw. Europäische Ethnologie ist also immer, auch wenn sie aktuelle Phänomene erforscht, eine »historisch-argumentierende« Wissenschaft.⁵ Diskutieren und damit operationalisieren lässt sich diese Definition anhand der drei Kategorien der Historizität, der Medialität bzw. Diskursivität und der Performanz von Kultur, die damit zu heuristischen Kategorien für die Kulturanalyse werden.

Mit Historizität ist schlicht der Umstand gemeint, dass unsere gegenwärtige Kultur nicht nur historisch entstanden und daher ohne die historische Dimension nicht zu verstehen ist, die Historie ragt vielmehr ganz unmittelbar in unsere gegenwärtige Wirklichkeit hinein: Auf Schritt und Tritt treffen wir Überreste dieser Geschichte an, ihre Aneignung, Umdeutung und Weiterverwendung wird in unserem Fach bisweilen unter den Begriffen Tradition und die Erfindung derselben, Erbe oder *cultural property* diskutiert. Doch Historizität meint noch mehr: Über lebensgeschichtliche Erzählungen, Familiengeschichten und sogar über unsere eigene biographische Erinnerung sind wir mit der Spannung und der Dynamik des historischen Wandels unentwegt konfrontiert, heute vielleicht in alltagskultureller Perspektive fast mehr denn je: Ja, es gab

4 Vgl. Doris Bachmann-Medick: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg 2007.

5 Silke Göttsch: Vorwort. In: Silke Göttsch u.a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Berlin, 2003. Münster u.a. 2005, S. 11–13, hier S. 12.

einmal ein Leben ohne Handys und ohne Internet. Aber wie dieses im Detail funktionierte, das haben wir schon fast vergessen.

Zur zweiten Kategorie, der Medialität von Kultur: Das Kulturelle erreicht uns in vielen Fällen als vermittelte Kultur. Wenn wir einen sehr weiten Medienbegriff anlegen, dann müssen wir sogar so weit gehen, dass fast alles, was wir kulturell erfahren und an Mitteilungen, Hinweisen oder Anleitungen erhalten, durch die Hände anderer gegangen ist: die Zeitungsmeldung, das Bild des strahlenden Wahlgewinners, aber auch das Kochrezept oder das Dokument der Aufenthaltserlaubnis. Medialität von Kultur meint einerseits das ambigue Funkeln des Diskurses, der uns umgibt, aus dem wir schöpfen und dessen Wirkungen wir uns nie vollständig entziehen können. Andererseits bedeutet Medialität aber auch, dass in sämtlichen Kommunikationszusammenhängen neben uns und unseren Kommunikationspartnern immer auch noch weitere Akteure, technische Dispositive, Wissensformationen, Institutionen oder schlicht Interessen im Spiel sind. Sie bestimmen den Austausch von Waren, Zeichen und Gesten mit. Die Medialität ist nicht nur ein Instrument, sondern ein Bestandteil von Kultur.

Schließlich die Handlungsebene, die Umsetzung des Kulturellen, wie sie durch die Akteure selbst erfolgt, als dritte Kategorie: Performanz. Das Kulturelle erweist sich in vielen Fällen tatsächlich erst im Tun. Wir Menschen aktualisieren kulturelle Muster auf der Ebene des individuellen, alltäglichen Vollzugs. Erst dadurch werden sie Wirklichkeit und hier ist auch der Ort für Innovation, Transformation und Kreativität. In vielen Feldern unseres Faches ist diese Erkenntnis mittlerweile Standard: in der Erzählforschung, der Brauchforschung, der Nahrungsforschung oder der Geschlechterforschung etwa. Diese Umsetzungsdimension des Kulturellen ist, hier folge ich der Philosophin Sybille Krämer, eingespannt zwischen den Figuren der Iteration und der Variation.⁶ Mit seiner Doppelausrichtung auf die Prozesse der Wiederholung und der Veränderung vermittelt das Performative zwischen Historie und Gegenwart, zwischen Kollektiv und Individuum, zwischen Beharrung und Wandel.

6 Sybille Krämer: Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Thesen über Performativität als Medialität. In: Erika Fischer-Lichte, Doris Kolesch (Hg.): Kulturen des Performativen, Sonderband Paragrana (= Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie, Bd. 7, H. 1), Berlin 1998, S. 33–57, hier S. 48.

Es geht mit diesen drei heuristischen Kategorien also insgesamt darum, einen Zusammenhang aufzudecken, in dem sich Kultur zwangsläufig ereignet: sie ist historisch bedingt, medial und damit kollektiv vermittelt, diskursiv gefasst sowie individuell und situativ praktiziert.

Zu diesen grundsätzlichen Aussagen über den Kulturbegriff in seiner abstrakten Form Zustimmung zu erhalten ist nicht übermäßig schwierig. Doch ihre Tragfähigkeit müssen sie im konkreten Anwendungsfall der Kulturanalyse erweisen.

Schnuller und Schnullerentwöhnung

Ich komme zum zweiten Teil und damit zu meinem konkreten Beispiel. Es ist im Schnittbereich von Elternschaftskulturforschung und Medienaneignungsforschung situiert und damit auch Bestandteil einer kulturwissenschaftlichen Wissensforschung, die sich mit dem Zusammenhang von Wissen, seiner Aneignung und der lebenspraktischen Umsetzung desselben befasst. Es geht um einen kleinen, möglicherweise marginal erscheinenden aber gleichwohl zentralen Gegenstand der kindlichen Lebenswelt: den Schnuller. Darüber hinaus geht es jedoch insbesondere um das Verschwinden desselben.

Zunächst zur Sache selbst: Der Saugreflex und das Saugbedürfnis des Säuglings sind angeboren und lebensnotwendig, denn ohne diese Verhaltensweise würde das Neugeborene verhungern. Das Saugen hat für das Baby neben der Nahrungsaufnahme auch eine beruhigende und entspannende Wirkung. Als Beruhigungs- und Einschlafhilfe hat sich der Schnuller bewährt, bis weit über das Säuglingsalter hinaus kommt er zum Einsatz und wird von vielen Kindern heiß und innig geliebt, oft auch mit Kosenamen versehen, er zählt mit den Kuschtieren oder -decken zu den unverzichtbaren Accessoires der kindlichen Lebenswelt, insbesondere auch beim abendlichen Bettgang.⁷

7 Viele Kinder schlafen, ist der Hunger erst einmal gestillt, beim Trinken ein. Ein Schnuller, englisch »dummy«, was auch Attrappe bedeutet, ersetzt die Mutterbrust oder die Trinkflasche und bietet dem Kind die Möglichkeit, unabhängig von der Nahrungsaufnahme seinem Saugbedürfnis nachzukommen. Schnuller waren bis Mitte des 19. Jahrhunderts aus Stoff, die nicht selten auch mit Alkohol getränkt oder Mohnsamen gefüllt waren, was die gewünschte Beruhigungswirkung zwar deutlich verstärkte, mittlerweile aber nicht mehr als adäquate Form der Säuglingsberuhigung

Und spätestens hier beginnt das Problem. Irgendwann wünschen Eltern, dass das Kind den Schnuller ablegt, denn er gilt als Zeichen des Babystatus, kann für Verständnisprobleme sorgen, wenn das Kind spricht, und ist auch Gegenstand ärztlicher Kritik. Gegenwärtig wird in der Fachliteratur und von Ärzten meist empfohlen, das Kind spätestens bis zum dritten Geburtstag vom Schnuller zu entwöhnen. Doch dies stellt sich in der Erziehungspraxis bisweilen als heikles Unterfangen dar. Nicht alle Kinder fügen sich dem Gruppendruck der Altersgenossen («Du hast ja noch einen Schnuller, du bist ein Baby») und opfern den Schnuller ihrem Wunsch nach sozialer Integration. Viele Kinder wollen einfach nicht, und Zwei- oder Dreijährige sind für kieferorthopädische oder logopädische Argumente nun einmal wenig zugänglich. Zudem raten Psychologen und Pädagogen aktuell von rigiden Formen der Entwöhnung – also den Schnuller einfach eines schönen Tages verschwinden zu lassen – dringend ab. Sie setzen vielmehr auf die Kooperation des Kindes.

Dementsprechend hat sich eine Reihe an Entwöhnstechniken herausgebildet.⁸ Spricht man mit Kindern und Eltern, die die Entwöhnungs-

gilt. Im Jahr 1845 wurde der erste Schnuller aus Gummi hergestellt, heute sind sie zumeist aus Latex oder Silikon gefertigt, sind in Design der Größe und Form der kindlichen Mundhöhle angepasst, und eine Kunststoffplatte schützt vor dem Verschlucken. Nicht alle Kinder benutzen einen Schnuller, manche verweigern ihn und lutschen lieber an ihrem Daumen, manchmal vermeiden auch die Eltern den Schnullereinsatz gänzlich, doch rund 80% aller Babys und Kleinkinder besitzen gegenwärtig mindestens einen Schnuller. In Europa werden derzeit nach Angaben eines führenden Herstellers über 80 Millionen Stück jährlich verkauft (Vgl. MAM Professional Education Office (Hg.): Geschichte und Wissenschaft des Schnullers, http://www.mam-scheessel.de/Geschichte_Wissenschaft_des_Schnullers_Ohne_Anschnitt.pdf, S. 5, aufgerufen am 29.01.2010).

- 8 Diese wird in Ratgebertexten, Internetforen oder Gesprächen mit Kinderärzten, Erziehern oder Eltern erkennbar: Es gibt Bilderbücher, die den Abschied vom Schnuller thematisieren und das Kind in Geschichtenform auf diesen Übergang vorbereiten sollen, es gibt die Möglichkeit, eine sanfte Entwöhnung zu versuchen, das heißt, den Schnuller zunächst nur tags und erst später auch nachts zu entziehen. Es gibt öffentliche Plätze, an denen in Städten ein Schnullerbaum eingerichtet wurde, wo Eltern gemeinsam mit ihren Kindern den Abschied performativ vollziehen können, den Schnuller zu anderen Exemplaren in die Zweige hängen und später immer wieder besuchen können, so etwa in Münster, Mannheim, Bielefeld, Kopenhagen und anderen dänischen Städten. (Und täglich tröstet Freund »Schnullerbaum«. In: Stadt Münster. Presse- und Informationsamt. Presse Info Münster, <http://www.presse-service.de/data.cfm/static/611964.html>, aufgerufen am 29.1.2010). Auch Kinderärzte bieten bisweilen an, ausgediente Schnuller in ihren Praxen zu sammeln und öffentlich

prozedur bereits hinter sich haben⁹, so stößt man erstaunlich oft auf die glaubhafte Versicherung, beim Abschied vom Schnuller habe eine bestimmte Figur eine entscheidende Rolle gespielt: die Schnullerfee. Kaum jemand hat sie bislang gesehen, denn sie kommt und geht in der Nacht. Wenn sie ihren Besuch abgestattet hat, dann ist der Schnuller, der am Vorabend sorgfältig auf dem Fensterbrett deponiert worden war, verschwunden und stattdessen liegt dort das vereinbarte Geschenk für das frisch entwöhnte Kind. Meist ist dies ein langgehegter Wunsch, etwa ein Spielzeug. Die Berliner Morgenpost wusste im Jahr 2003 von der Schnullerfee als probater Sekundantin beim Abschied vom Schnuller zu berichten: »Ein viel gepriesener Geheimtipp in Sachen Entwöhnung ist die Schnullerfee. Fast jedes Kind hat einen Wunsch, der sich im Tausch gegen den Schnuller über Nacht erfüllen lässt. Die Schnullerfee bringt als Ersatz für den Nuckel die gewünschte Puppe oder einen Bär. Eine spannende Zeremonie wie das Malen eines Wunschzettels, den man abends gemeinsam mit dem Nuckel auf das Fensterbrett legt, ist eine erprobte und Erfolg versprechende Methode.«¹⁰

Um diese Figur der Schnullerfee soll es im Folgenden gehen. Woher kommt sie, welche Funktionen erfüllt sie und wie ist ihre Konjunktur in der gegenwärtigen Elternschaftskultur zu erklären? Ich werde zur Klärung dieser Fragen drei argumentative Zugänge wählen, einen kulturhistorischen, einen wissenssoziologisch-medikalisierungstheoretischen und – daraus hervorgehend – einen identitätskulturellen mit Bezug auf die Elternrolle. Zugleich werden damit die drei eingangs vorgestellten Kategorien des kulturellen Geschehens aufgegriffen: Die Schnullerfee wird als historisch bedingt erkennbar, sie entfaltet sich in ihrer medialen

dort an einer Wand zu präsentieren. Bisweilen werden die Abschiedsrituale für die Kinder narrativ moderiert, etwa in der Form, dass das Kind ja nun schon groß sei, seinen Schnuller daher nicht mehr brauche und dieser nun für andere kleine, bedürftige Kinder zur Verfügung stehe.

- 9 Die Quellenbasis meiner Untersuchung ist eine kleine Reihe von Interviews mit Eltern (18), Kindern (10, allerdings von sehr unterschiedlicher Aussagekraft) und Ärzten (4), die Auswertungsergebnisse von rund 60 Ratgebertexten aus den Jahren 1940 bis 2008 sowie die Recherche in populären Zeitschriften wie Stern, Spiegel und dem einschlägigen Fachorgan »Eltern« der letzten vier Jahrzehnte.
- 10 Karola Braun-Wanke: Warten auf die Schnullerfee. In: Berliner Morgenpost online, http://www.morgenpost.de/printarchiv/magazin/article461811/Warten_auf_die_Schnullerfee.html, aufgerufen am 29.1.2010).

Vermittlung und diskursiven Präsenz und findet schließlich performativ in der elterlichen Anwendung ihren konkreten lebensweltlichen Ort.

Historizität: Der kulturhistorische Zugang

Der erste Zugang zum Phänomen der Schnullerfee fragt nach der kulturhistorischen und motivlichen Einordnung dieser Gestalt. Sie lässt sich demnach als Mitglied im Figurenensemble der so genannten »niederer Mythologie« deuten und hat prominente Mitspieler: den Osterhasen, den Weihnachtsmann oder den Klapperstorch.¹¹ Gottfried Korff hat diese Phantasiefiguren deshalb als Bestandteile einer »niederer« Mythologie gekennzeichnet, weil sie im Gegensatz zu den hohen klassisch-antiken mythologischen Figuren nicht den Ursprung oder die Verfasstheit der Welt thematisieren, sondern »zweckhaft« als »Erziehungshelfer« im Kontext bürgerlicher Familienkultur situiert sind. Alle diese Figuren wurden in ihrer heute noch geläufigen Form seit Ende des 18. Jahrhunderts im Rahmen eines laut Korff »edukativen Mythensystems« konstruiert und erfüllen seitdem erzieherische Elementaraufgaben. Sie führen »auf leicht verständliche und spielerische Weise in das Wert- und Tugendssystem des Bürgertums«¹² ein und verleihen diesem so einen figuralen Ausdruck.

Ihre Spezifik besteht aus drei Komponenten:

Zum Ersten sind sie ein bildstarker und spielerischer Ausdruck der Säkularisierung und Intimisierung der sich etablierenden bürgerlichen Familien- und Erziehungskultur. An die Stelle religiöser oder öffentlicher Rituale treten »häusliche, private und diskrete Bräuche«¹³, die das Erziehungsgeschehen orchestrieren. Auch die Schnullerfee ist in diesem innerfamiliären Raum angesiedelt.

Zweitens: Als Gabenbringer sind die Figuren der niederen Mythologie in Tauschprozesse eingebunden und korrespondieren folglich mit

11 Vgl. Michael Simon: Der Storch als Kinderbringer. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 34/35, 1989/1990, S. 25–39.

12 Gottfried Korff: Hase & Co. Zehn Annotationen zur niederen Mythologie des Bürgertums. In: Ueli Gyr (Hg.): Soll und Haben. Alltag und Lebensformen bürgerlicher Kultur. Festgabe für Paul Hugger zum 65. Geburtstag. Zürich 1995, S. 77–95, hier S. 82.

13 Ebda., S. 84.

einer pädagogischen Grundhaltung, die nicht auf Gewalt oder Strafe, sondern auf Einsicht setzt. Während im Fall des Osterhasen oder des Weihnachtsmannes das Tauschprinzip »Wohlanständigkeit gegen Geschenkgabe« lautet, so ist der Handel im Fall der Schnullerfee wesentlich konkreter gefasst: Schnuller gegen Geschenk. Das Besondere dabei ist, dass die Kinder aktiv in den Aushandlungsprozess eingebunden sind. Sie dürfen oft mitbestimmen, was genau die Schnullerfee bringt und auch wann sie kommt. Dass der Verhandlungsspielraum der Kinder natürlich sowohl in inhaltlicher als auch in zeitlicher Hinsicht von den Eltern limitiert wird, ist ebenfalls offensichtlich. Doch zumindest sollen die Kinder den Eindruck der Einflussnahme bekommen. Ihr Einverständnis und ihre »Freiwilligkeit« sind ein wesentlicher Bestandteil des Geschehens und aus pädagogischer wie aus praktischer Sicht auch die Bedingung für das Gelingen der Entwöhnung.

Die dritte Spezifik liegt schließlich in den Motiven der »niederen Mythologie«: Die innerweltliche Regelung des Erziehungshandelns wird mythologisch dekoriert, es handelt sich nach Levi-Strauss um eine Art »Mythenbricolage.«¹⁴ Auch dies trifft für die Schnullerfee zu, denn als Feengestalt ist sie dem Bildkosmos der Sage bzw. des Märchens entlehnt. Dass die Entwöhngehilfin als Fee kommt, ist kein Zufall. Innerhalb der Ideenwelt der Sage ist die Fee eine eindeutig positiv besetzte Figur. Das ist auffällig, schließlich nimmt die Schnullerfee dem Kind ja einen geliebten Gegenstand weg – wenn auch im Tausch gegen ein Geschenk. Das Anliegen, dieses Geschehen in ein positives, ein mildes Licht zu rücken, findet seinen Ausdruck in der Verwendung der Feenfigur – und eben nicht im Auftreten etwa einer Schnullerhexe.¹⁵

Ikonologisch ist die Schnullerfee im Vergleich zu anderen Gestalten der niederen bürgerlichen Mythologie – etwa dem Osterhasen – eher unterdeterminiert: es gibt bislang nur wenige bildliche Darstellungen, in der Regel wird die Figur rein narrativ hergestellt.¹⁶ Ich komme damit zu der Frage nach Herkunft und Vorläufern der Figur. Wie bei allen Gestalten der

14 Vgl. Ebda., S. 84.

15 Vgl. Leander Petzoldt: Kleines Lexikon der Dämonen und Elementargeister. München 1990, S. 72 f.

16 Eine weitere Spezifik besteht darin, einige der Figuren funktional auch dadurch zu bestimmen, dass sie emotional stark aufgeladene Ereignisse wie Familienfeste ausgestalten – etwa der Weihnachtsmann – oder Übergänge moderieren, so z. B. der Klapperstorch: Er bringt ein Kind. Im Fall der Schnullerfee trifft beides zu: Der Abschied

niederen Mythologie stellt sich die Bestimmung eines präzisen Geburtstages als schwieriges, sogar unmögliches Unterfangen dar. Bedingt durch ihre Einbettung in den performativ-familiären Erziehungszusammenhang sind diese Figuren im Bereich zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesiedelt, eine zeitliche Festlegung ist daher kaum möglich. Gleichwohl, einige Feststellungen lassen sich treffen: Der erste schriftliche – und zugleich visuelle – Beleg für die Schnullerfee im deutschsprachigen Raum stammt aus dem Jahr 1997; das Bilderbuch »Ein Bär von der Schnullerfee«¹⁷ ist seither in über 20 Auflagen gedruckt worden.¹⁸

In anderen Quellengattungen jedoch taucht die Schnullerfee seither gelegentlich, seit dem Jahr 2001 dann vermehrt auf: in Ratgeberbüchern und Zeitschriften wie »Spiegel« oder »Eltern«, eindeutig schriftlichen Quellen also, in Internetforen und auf Webseiten und gegenwärtig natürlich auch in den mündlichen Berichten von Kindern und Eltern.

Es scheint so, dass die Schnullerfee relativ früh eine schriftliche Fixierung erfahren hat, sich dann jedoch hauptsächlich als Erzählung entfaltet und somit stark der mündlichen Kultur zuzuordnen ist. Sie scheint zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu oszillieren; für die Etablierung scheint die schriftliche Dimension relevant zu sein, ihre performative Ausgestaltung erhält die Figur jedoch in der individuellen Narration.

Kulturell voraussetzungslos war das Auftauchen der Schnullerfee in Deutschland sicherlich nicht. Es gibt Hinweise auf internationale Bezüge ihrer Genese: Die gewissermaßen ältere Schwester der Schnullerfee, die Zahnfee, ist seit Anfang des 19. Jahrhunderts im anglo-amerikanischen Raum bekannt und seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch schriftlich verarbeitet worden.¹⁹ Sie ist strukturell eng mit der Schnuller-

vom Schnuller ist für das Kind emotional stark besetzt und wird als unumkehrbar angekündigt. Darüber hinaus könnte man davon sprechen, dass die Schnullerfee mit dem Abschied vom Schnuller den Übergang vom Baby- zum Kleinkindstatus moderiert.

17 Bärbel Spathelf, Susanne Szesny: Ein Bär von der Schnullerfee. Wuppertal 2002.

18 Bilderbücher zum Thema der Schnullerentwöhnung gibt es zwar viele, doch bislang nur ein weiteres, das die Figur der Schnullerfee aufgreift: »Florentina, die Schnullerfee.« Leonie Münker, Gabriele Dal Lago: Florentina, die Schnullerfee oder: Ohne Schnuller geht es auch. München 2009.

19 Rosemary Wells: The Making of an Icon: The Tooth Fairy in North American Folklore and Popular Culture. In: Peter Narváez (Hg.): The Good People. New Fairylore Essays. New York 1997, S. 426–453 und Tad Tuleja: The Tooth Fairy: Perspectives on Money and Magic. In: Narváez 1997 (wie oben), S. 406–425.

fee verwandt, denn sie, die »Tooth Fairy«, hinterlässt für einen ausgefallenen Milchzahn ein Geldstück unter dem Kopfkissen.²⁰

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass die Schnullerfee zwar ein relativ junges, erst rund zehn Jahre altes Phänomen darstellt, jedoch die zentralen Merkmale einer Gestalt der niederen bürgerlichen Mythologie aufweist und in einer spezifischen Weise umsetzt: Sie ist narrativ vermittelt, tritt nachts auf, agiert ungesehen. Ihr Erscheinen ist im Leben des Kindes in der Regel einmalig, dieses Ereignis markiert den Übergang zur Entwöhnung vom Schnuller und wird daher als irreversibel konzipiert. Der Zeitpunkt des Erscheinens und die Gabe, die die Schnullerfee bringt, wird mit dem Kind oft vorher vereinbart, dies ist ein wesentlicher Bestandteil des Konzeptes, sichert er doch das kindliche Einverständnis. Die Schnullerfee kann damit als aktuelle Fortschreibung des Konzeptes der niederen bürgerlichen Mythologie gelesen werden, allerdings deutlich erkennbar unter den Bedingungen der reflexiven Wissensgesellschaft. Dies vor allen Dingen deshalb, weil in das Phänomen der Schnullerfee der Medikalisationdiskurs und seine Kritik in den letzten Jahrzehnten auf eine subtile Weise eingelassen ist.

Medialität und Diskurs:

Der wissenssoziologisch-medikalisationstheoretische Zugang

Wie viele Themen rund um die Frage des Umgangs mit Säuglingen und Kindern unterliegt auch das des Schnullergebrauchs und der Schnullerentwöhnung einem fortgesetzten medizinischen Diskurs. Aus ärztlicher Sicht bestehen schon seit längerer Zeit dezidierte Positionen darüber, wie genau mit dieser Thematik umzugehen sei. Allerdings, und auch das trifft auf die meisten Themen der Säuglingspflege zu, unterliegen diese Meinungen historisch einem beträchtlichen Wandel. Durch die Analyse einschlägiger Ratgebertexte lassen sich die unterschiedlichen Positionen nachvollziehen und auch zeitlich einordnen. Es ergibt sich in der Zusammenschau eine Entwicklung, die ich im Folgenden unter den drei Pa-

20 Gegenwärtig existiert die Schnullerfee als »Dummy Fairy« oder »Pacifier Fairy« ebenfalls im englischen Sprachraum. Hier sind auch Ausstattungs- und Kommerzialisierungsphänomene zu beobachten, so gibt es eigene Homepages, Anleitungen oder bestellbare Sets mit etwa einem vorgedruckten Zertifikat, welches das Kind erhält, wenn die Schnullerfee ihren Besuch abgestattet hat.

radigmen der Medikalisierung, der Entmedikalisierung und der reflexiven Medikalisierung diskutieren möchte. Diese drei Begriffe ließen sich als Theoretisierungskonzepte des Arzt-Patientenverhältnisses auf einer Zeitachse als konsekutive Entwicklungsschritte einordnen. Ich möchte sie für den vorliegenden Zusammenhang allerdings eher als Denk- und Wahrnehmungshaltungen fassen, die zwar eine gewisse historische Gebundenheit aufweisen, jedoch nicht trennscharf vorliegen. Sie können sich auch überlagern oder aufsummieren. Für mich ist hier wichtig, dass sie Verschiebungen im Verhältnis von medizinischem Ratschlag und der Positionierung von Laien hierzu markieren.

Unter Medikalisierung²¹ wird in der Literatur knapp formuliert ein Prozess verstanden, der die zunehmende Ausweitung ärztlicher Handlungsanweisung auf immer mehr Lebensbereiche nach sich zieht. Dieser Prozess ist zum einen von einem autoritären Gestus gekennzeichnet: Der Arzt weiß, was richtig und falsch ist, der Patient hat zu folgen, die Medizin beansprucht damit die Deutungshoheit über »gutes Leben.« Zum anderen folgt er einer pathogenetischen Perspektive: Im Zentrum steht die Frage, was den Menschen krank macht und wie diese Entstehung von Krankheit oder gesundheitlichem Schaden zu vermeiden sei.

Auch in Bezug auf die Schnullerfrage finden sich derartige medikalisierende Reflexe durchgehend: Die Warnung vor Schmutz und Keiminfektionen durch den Schnuller, vor etwaigen Kiefer- und Zahnverformungen und auch Sprachentwicklungsstörungen durch den Schnullergebrauch²² sind hierfür paradigmatisch. Ein beispielhaftes Zitat für diese Haltung findet sich in einem Ratgeber der Firma R. Kufeke für Baby-nahrung aus dem Jahr 1940: »Zu verwerfen ist es auch, dem Säugling »zur Beruhigung« einen Schnuller in den Mund zu stecken. Speichelfluß und Magensaftabgabe werden dadurch vermehrt, und das ist ungesund.«²³

21 Der Begriff knüpft sich v.a. an die Namen Michel Foucault und den Medizinsoziologen Irving Kenneth Zola und seinen 1972 erschienenen Text: »Medicine as an Institution of Social Control«. In: *Sociological Review* 20, 1972, S. 487–504.

22 Die im Zusammenhang mit Daumenlutschen oder exzessivem Schnullergebrauch angeführten Diagnosen lauten u.a. lutschoffener Biss, hinterer Kreuzbiss, Bissanomalie oder S- und Z-Fehler. Nach Auskunft von Zahnärzten handelt es sich bei diesen Befunden in der Regel um multifaktorielle Probleme, bei denen der Schnuller tatsächlich nur eine untergeordnete Rolle spielt.

23 R. Kufeke: *Ihr Säugling. Führer für jede Mutter*. Hamburg 1940, S. 7.

Der Hinweis, der Schnullergebrauch könne Probleme beim Stillen verursachen, das Kind könne eine so genannte »Saugverwirrung« entwickeln, zählt ebenfalls zu dieser Art an Ratschlägen. Aber auch verhalten positive Hinweise lassen sich als Medikalisierungsreflexe lesen: so etwa der Ratschlag, den Schnuller unbedingt dem Daumenlutschen vorzuziehen, führe jenes doch zu vergleichsweise noch stärkeren Kieferverformungen oder der Hinweis, das Nuckeln am Schnuller bringe ein geringeres Kariesrisiko mit sich als das an der Trinkflasche. Gemeinsam ist allen diesen Positionen, dass sie ausschließlich auf medizinische Zusammenhänge im engeren Sinn rekurrieren und das Befinden von Kindern und Eltern hierfür eigentlich keine Rolle spielt. Gerade in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts korrespondiert dieser autoritäre Gestus mit einem Bild vom Säugling, das ihn als hilflos und unvollständig konzipiert und dieser Hilflosigkeit ein Erziehungsideal der Rationalisierung, der Kontrolle und der Restriktion entgegensetzt.²⁴

Dies stellt sich ganz anders dar im Kontext der Entmedikalisierungstendenzen, die etwa ab Ende der 1960er Jahre zu beobachten sind: An die Seite der pathogenetischen Perspektive tritt die salutogenetische. Gesundheit wird nicht mehr nur als Abwesenheit von Krankheit verstanden, sondern als fortgesetzter, konstruktiver Prozess, Wohlbefinden herzustellen. Folgerichtig spielt damit auch das subjektive Empfinden des Menschen eine zentrale Rolle. Gesundheit wird damit als ganzheitlicher Prozess gesehen, der physische, psychische und soziale Komponenten integriert.²⁵ Ins Zentrum rückt der Mensch mit seinen individuellen Bedürfnissen. Hinsichtlich des Bildes vom Säugling könnte man – wollte man dem Reigen an *turns* eine weitere Drehung hinzufügen – von einer »kooperativen Wende« in der Säuglingsforschung und der Pädagogik sprechen, die sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, verstärkt ab ca. 1970 vollzog: Der Abbau von autoritären Verhältnissen, die Konjunktur eines permissiveren Erziehungsverständnisses und das Anstreben eines partizipativen Stils im Umgang mit Kindern sind hierbei wichtig. Das Eltern-Kind-Verhältnis erscheint zunehmend im Licht der Einsicht

24 Vgl. Miriam Gebhardt: Ganz genau nach Tabelle. Frühkindliche Sozialisation in Deutschland zwischen Normerfüllung und Dissonanzerfahrungen der Eltern, 1915–1965. In: Jahrbuch für historische Bildungsforschung 13, 2007, S. 239–266, S. 250–251.

25 Vgl. Pravu Mazumdar: Der Gesundheitsimperativ. In: Gregor Hensen, Peter Hensen (Hg.): Gesundheitswesen und Sozialstaat. Wiesbaden 2008, S. 349–360.

in die Interaktivität, Kompetenz und Sozialität des Säuglings: »Aus dem vatermordenden ›polymorph-perversen Triebbündel‹, wie die Vorkriegszeit den Säugling gesehen hatte, wurde ein geselliges Wesen, das es in erster Linie nach Liebe dürstet.«²⁶

In Bezug auf die Schnullerfrage zeigen sich auch hier deutliche Reflexe in der Ratgeberliteratur: Erst jetzt, ab den 1970er Jahren, taucht etwa explizit das Argument auf, dass der Schnuller gut geeignet sei, das Kind zu trösten²⁷, es zu beruhigen und ihm zu einem besseren Schlaf zu verhelfen: »Der Schnuller dient in der ›oralen Phase‹ der lustbetonten Selbstbeschäftigung und der Beruhigung.«²⁸

Die Argumentation wird psychologischer²⁹ mit Blick auf die kindliche Perspektive.³⁰ Es wird zu einem immer wichtigeren Motiv, neben medizinischen Argumenten auch noch einen weiteren Faktor in der Erziehung handlungsleitend werden zu lassen, nämlich das subjektive Befinden des Babys. Dies gilt auch für Fragen der Entwöhnung, so habe diese auch deshalb zu erfolgen, damit das Kind etwa im Kindergarten nicht zur Zielscheibe von Spott werde. Zudem solle die Entwöhnung – dies ist ganz entscheidend – langsam und in Kooperation mit dem Kind stattfinden. Nicht nur, damit es nicht vorschnell den Schnuller durch den Daumen ersetze, sondern insbesondere, damit ihm jegliche Form traumatischer Erfahrungen erspart bleibe.

Der aktuelle Stand der Dinge in Sachen Umgang mit dem Schnuller stellt sich als eine Gemengelage aus medikalisierenden und entmedikalisierenden Aspekten dar: Beides ist wichtig: sowohl der Blick auf

26 Miriam Gebhardt: Frühkindliche Sozialisation und historischer Wandel. In: *Tel Aviv-Jahrbuch für deutsche Geschichte* XXXII, 2004, S. 258–273, hier bes. S. 264–266; vgl. auch Markus Höffer-Mehlmer: Sozialisation und Erziehungsratschlag. Elternratgeber nach 1945. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hg.): *Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität*. Stuttgart 2007, S. 71–85, hier S. 77–78.

27 Hannah Lothrop: *Das Stillbuch*. München 1982, S. 112, S. 183.

28 Klaus Wechselberg, Ulrike Puyn: *Mutter und Kind heute*. Köln 1975, S. 223 f.

29 Vgl. pro Schnuller etwa Wechselberg/Puyn 1975 (wie Anm. 28) oder contra Schnuller Susanne von Berlin-Heimendahl: *Das große Handbuch der Säuglingspflege und Kindererziehung*, München 1971, S. 285 f.; auch Helma Danner: *Bio-Kost für mein Kind. Die biologische Ernährung von Säugling und Kleinkind*. Berlin 1988, S. 33 f.

30 Eng damit verknüpft ist auch die sich durchsetzende Einsicht in die Relevanz der Objektbeziehungen, vgl. hierzu Gebhardt 2004 (wie Anm. 26), S. 266; Gebhardt 2007 (wie Anm. 24), Tabelle, S. 260.

medizinische Zusammenhänge und mögliche Konsequenzen des Schnullergebrauchs als auch der Blick auf das kindliche Befinden und seine Verletzlichkeit. Der gegenwärtige Rat geht daher in aller Regel dahin, den Schnuller zwar zunächst ruhig einzusetzen, mit Blick auf Kiefferverformungen das Kind jedoch spätestens bis zum dritten Geburtstag zu entwöhnen. Dieses sei dann jedoch unbedingt schonend und kooperativ zu bewerkstelligen. Für diese Mischung an Anforderungen scheint der Begriff der »reflexiven Medikalisierung«, wie er von Michi Knecht und Sabine Hess vorgeschlagen wurde, eine treffende Fassung zu sein: Die verschiedenen Argumente liegen auf dem Tisch, sie umfassen medizinische, psychologische und lebensweltliche Aspekte und zielen in der praktischen Konsequenz bisweilen in unterschiedliche Richtungen. Die Entscheidung über das richtige Abwägen und die richtige Maßnahme zur richtigen Zeit liegt bei den Menschen selbst, hier also v.a. bei den Eltern, und nicht mehr bei einer ärztlichen Autorität. Diese Wissenssituation verweist auf die klassische Ambivalenz der reflexiven Modernisierung: Mehr Wissen bringt auch mehr Unsicherheit, denn es verweist auf Nicht-Wissen.³¹

Ein Mehr an Informationen – etwa durch elektronische Medien – bringt nicht zwangsläufig ein Mehr an Orientierung mit sich.

Zwar war der Begriff der Medikalisierung zu Beginn der Debatte nicht unter Machtaspekten gedacht, aber letztlich bezeichnet er doch einen top-down-Prozess der Oktroyierung von Expertenwissen, der Entmündigung und Selbstentfremdung der Akteure, der Delegation von Handlungsfähigkeit an Experten.³² Unter den Bedingungen reflexiver Medikalisierung nun wird sowohl diese Handlungsfähigkeit als auch der Handlungsimperativ wieder an die Akteure zurückverwiesen, sie werden zu »aktiven Wissenssubjekten«.³³ Und es bleibt ihnen auch gar

31 Zu alltäglichen Entscheidungsheuristiken unter den Bedingungen des Nicht-Wissens vgl. die Arbeit des Psychologen Gerd Gigerenzer: *Bauchentscheidungen. Die Intelligenz des Unbewussten und die Macht der Intuition*. München 2008.

32 Michi Knecht, Sabine Hess: *Reflexive Medikalisierung im Feld moderner Reproduktionstechnologien. Zum aktiven Einsatz von Wissensressourcen in gendertheoretischer Perspektive*. In: Nikola Langreiter, Elisabeth Timm, u.a. (Hg.): *Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, Wien, Februar 2007. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 31) Wien 2008, S. 169–194, hier S. 172.

33 Ebd.

nichts anderes übrig: Die Expertenmeinungen divergieren, manchmal widersprechen sie sich sogar. Und nach der strukturellen Aufhebung der simplen Dichotomie von Experten- und Laientum ist der eine Arzt, der immer recht hat, schlichtweg verschwunden. Diese Situation empfinden Menschen schon in Bezug auf ihr eigenes Wohl als herausfordernd. Potenziert wird sie noch, wenn sie die Verantwortung für einen weiteren Menschen beinhaltet. An dieser Stelle verstärken sich gegenseitig die Anforderungen der reflexiven Medikalisierung mit jenen, die die Elternrolle mit sich bringt.

Performanz: Der rollentheoretisch-identitäre Zugang

Dies führt mich zu meiner dritten Überlegung, der Einordnung dieser Situation unter elternschaftskultureller Perspektive. Wenn man der amerikanischen Soziologin Sharon Hays folgt, so hat sich gegenwärtig, zumindest in den bildungsorientierten Schichten, eine dominante Elternschaftskultur etabliert, die sie als »ideology of intensive parenting« bezeichnet.

Gute Eltern seien demnach solche, die expertenorientiert handeln, dabei kindzentriert denken und für ihr Handeln intensive Methoden hinsichtlich Arbeit, Zeit, Geld und Emotionalität aufwenden.³⁴ Sie betreiben eine Pädagogik der intensiven Fürsorge, der »fürsorglichen Belagerung.«³⁵

Dieses Elternschaftsideal korrespondiert sowohl mit der Wissenssituation der reflexiven Moderne, als auch mit der bürgerlichen Bildungs- und Aufstiegsorientierung. Gerade in diesem Denkhorizont ist das Ideal der »optimalen Förderung«³⁶ weit verbreitet: Es genügt demnach keineswegs, gute oder hinreichende Entscheidungen für die Kinder zu

34 Vgl. Sharon Hays: Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart 1998, S. 164.

35 So der Soziologe und Psychoanalytiker Martin Dornes (zit. nach: Andrea Mihm: Babyphon. Auf einer Wellenlänge mit dem Kind. Eine kleine Kulturgeschichte. Marburg 2008, S. 59), dieser Begriff findet sich jedoch auch in einem etwas anderen Zusammenhang bei dem Sozialwissenschaftler Julian Rappaport im Rahmen des Empowermentdiskurses.

36 Vgl. Mihm 2008 (wie Anm. 35), S. 48.

treffen, sondern angestrebt werden optimale Lösungen. Dieser Maximalanspruch wird unter den Bedingungen divergierender Risikolagen zu einer kniffligen Aufgabe: Allein schon der Anspruch, auch kleine oder sogar winzige Risiken zu vermeiden, ist an sich schon herausfordernd genug. Mit der Risikogesellschaft ist nach Ulrich Beck ein »spekulationales Zeitalter« angebrochen: Nicht mehr nur das, was tatsächlich stattfindet, bestimmt jetzt das menschliche Verhalten, sondern das »Schattenreich der Bedrohungen« wird als Risikobewusstsein handlungsbestimmend.³⁷ Wenn dann auch noch unterschiedliche Risiken gegeneinander abzuwägen sind, ereignet sich das, was als »Professionalisierung von Elternschaft«³⁸ bezeichnet werden kann: Auch im ganz normalen Alltag scheint umfassendes Spezialwissen notwendig zu sein und ein rein intuitiver Zugang allein nicht mehr zu genügen.

Schnullerproblematik und Lösung: Die Schnullerfee

In Bezug auf die Schnullerfrage sehen sich die Eltern gegenwärtig in einer regelrechten *double bind*-Situation: Einerseits soll dem Kind der Schnuller zugestanden werden, er gilt gerade in seiner hohen emotionalen Besetztheit sogar als förderlich. Andererseits soll spätestens mit dem dritten Geburtstag die Entwöhnung erfolgen. Diese jedoch soll schonend und kooperativ stattfinden. Die Imperative kollidieren miteinander.

Verschiedene Risiken lauern, wenn die Umsetzung dieses Programms nicht gelingt: Bei zu langem Schnullergebrauch droht der lutschoffene Biss, bei einer zu abrupten Entwöhnung entweder der Umstieg auf den Daumen, was das Problem noch zusätzlich verschärft, oder aber ein traumatisches Verlusterlebnis, das die Eltern-Kind-Beziehung belasten kann. All diese Risiken gilt es im Blick zu behalten, abzuwägen, um dann vor dem Hintergrund eines modernen, partnerschaftlichen Elternchaftsideals zu einer – siehe oben – »optimalen Lösung« zu kommen.

Genau diese »optimale Lösung« ist die Schnullerfee. Mit Hilfe dieses narrativen Konzeptes kann es gelingen, all die divergierenden Anforderungen unter einen Hut zu bringen: Die gesundheitlichen Risiken wer-

37 Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. 1986, S. 96 f.

38 Vgl. Günter Burkart: Familiensoziologie. Stuttgart 2008, S. 145.

den durch die Entwöhnung begrenzt, die Entwöhnung findet irreversibel und trotzdem im Einverständnis mit dem Kind statt und zugleich sind die Eltern die ungeliebte Rolle derjenigen los, die den Schnuller tatsächlich wegnehmen, denn dies übernimmt ja die Schnullerfee. Das Verhältnis zwischen Eltern und Kind bleibt somit unbelastet.

Mit der Schnullerfee wird also nicht nur die Lösung eines Sachproblems erreicht, sondern dabei zugleich das kooperativ-partizipative Erziehungsideal realisiert. Dies geschieht in Übereinstimmung mit dem aktuellen Elternschaftsideal des »intensive parenting«. Die Schnullerfee ist damit »Wissen in Aktion«, sie wird gewissermaßen zu einem Handlungs- und Narrationsprogramm kristallisierten Wissens.³⁹

Die auf den ersten Blick vormodern-mystifizierend und damit vielleicht anachronistisch wirkende »Schnullerfee« erweist sich also durch die genauere Analyse als sehr heutig. Sie ermöglicht es, im Entwöhnungsprozess sowohl Expertenrat, Kooperationsimperativ als auch das Moment der Handlungsermächtigung der Eltern und der Kinder zu integrieren. Das Konzept der Schnullerfee ist damit eine passgenaue, kreative Antwort auf die gegenwärtigen Herausforderungen der reflexiven Wissensgesellschaft: Sie ermöglicht die Transformation von Wissen in Praxis, gewährleistet die Einbindung des Kindes, erfolgt kongruent zu den Mustern und dem Narrationshaushalt bürgerlicher Familienkultur und bietet in ihrer genauen Ausgestaltung auch noch genug Spielraum für die Eltern, das Geschehen an die individuellen Gegebenheiten anzupassen. Dadurch verhilft die Schnullerfee auch den Eltern zu Kompetenzerleben und wirkt als Bestandteil der Familienkultur identitätsschaffend und damit reflexiv.⁴⁰ Die Schnullerfee als Kulturphänomen bietet mehr als eine pittoreske Dekoration der kindlichen Lebenswelt. Sie ist eine moderne Erscheinung, die nicht nur subtil auf gegenwärtige Risiko-, Gesundheits- und Erziehungsdiskurse reagiert, sondern als Handlungsprogramm eine sehr handfeste Hilfe im mühsamen Geschäft der Orientierung im Wissensschungel darstellt. Sie fungiert deshalb für die

39 Knecht/Hess (wie Anm. 32), S. 178.

40 Aufklärung, Verbürgerlichung und Pädagogisierung sind die Prozesse, die einerseits zur Abschaffung bzw. Zurückdrängung von Figuren der niederen Mythologie (z.B. Klapperstorch) geführt haben (vgl. auch Simon [wie Anm. 11]), andererseits aber auch den »Neuzugang Schnullerfee« ermöglicht und hervorgebracht haben. Kulturgeschichtlich gesprochen: Kaum hat das Ideal der emanzipativ-aufgeklärten Kindererziehung den Klapperstorch verabschiedet, betritt die Schnullerfee die Szene.

Eltern als ein konkreter Lösungsansatz in einer vertrackten Situation. Sie hilft aus der Zwickmühle zwischen Expertenrat, Beziehungswirklichkeit und praktischer Erfordernis. Als clevere Kulturleistung vermag sie es, die Situation auf einer anderen Ebene zu lösen als dort, wo die divergierenden Diskurselemente aufeinanderklirren. Ihre Wirksamkeit entfaltet die Schnullerfee, weil sie vielfältig eingebunden ist: Sie sattelt auf historische Vorläufer auf und bedient sich bewährter Strukturen. Ihre Verbreitung erfährt sie auf verschiedenen medialen und kommunikativen Wegen, dabei reagiert sie auf populäre Diskurse um Gesundheit und Wohlergehen. Und schließlich eröffnet sie den Eltern die Möglichkeit, zu jedem Kind performativ eine ganz eigene, auf die jeweiligen Bedürfnisse zugeschnittene Verabredung zu treffen und ins Werk zu setzen.

Wenn die Schnullerfee kommt, dann beschenkt sie nicht nur die Kinder sondern insbesondere auch die Eltern, denn sie hilft ihnen aus einer unübersichtlichen Lage. Beide glauben an die Schnullerfee. Die Kinder an ihre wesenhafte Existenz, die Eltern an ihre Wirksamkeit. Diese Re-Mystifizierung der Welt, wie sie sich in der Feenepisode ereignet, ist Teil einer Alltagspoetik, die beide brauchen: Kinder, besonders aber auch Erwachsene.

Timo Heimerdinger, *Clever Culture*.
The Dummy Fairy as Parental Risk Management

Departing from an understanding of everyday culture that calls for the practical application of cultural phenomena and expects that this is not limited to the man-made fabric of symbolic meanings, this paper proposes a conceptual-heuristic triad for cultural analysis: historicity, the mass media discourse, and performance. In practice this model is exemplified by a particular phenomenon of modern parenting: the dummy fairy. This narrative creation that was invented to wean small children from their pacifiers is not only a new addition to the pool of mythological figures but it also proves helpful in tackling the many hurdles of modern medical and pedagogical demands: its application should successfully wean children from the pacifier in a gentle, cooperative, and irreversible way. For parents it should serve as a cultural alternative of action in minimizing the ever-present risks in the weaning process.